

Pulverfass mit kurzer Lunte

Die Unruhen in Ferguson und Baltimore haben eine bedrückende Tradition: Seit mehr als 150 Jahren erschüttern »race riots« die amerikanische Gesellschaft

VON MANFRED BERG

Amerika diskutiert wieder über Rassismus. Und darüber, wie viel sich eigentlich verändert hat seit den großen Bürgerrechtsreformen vor einem halben Jahrhundert, denn nicht zuletzt die Szenen aus Baltimore Ende April dieses Jahres ließen Bilder wieder lebendig werden, von denen man längst glaubte, sie seien Geschichte. Demonstranten, die Steine werfen, brennende Autos und Geschäfte, Plünderungen, martialisch gerüstete Polizei und Nationalgarde, Ausnahmezustand und Ausgangssperren – die amerikanische Großstadt erlebte, was die Amerikaner *race riots* nennen, »Rassenunruhen«, wie der Begriff meist ins Deutsche übersetzt wird.

Auslöser war der Tod des 25-jährigen Afroamerikaners Freddie Gray, der bei seiner Verhaftung am 12. April so schwere Verletzungen an der Wirbelsäule erlitt, dass er eine Woche später starb. Gegen die sechs Polizisten, die Gray festgenommen hatten, wurde Anklage erhoben. Im vorigen Jahr hatten gewaltsame Proteste die Stadt Ferguson in Missouri erschüttert, nachdem ein weißer Polizist einen jungen Schwarzen erschossen hatte. Eine Anklagekammer befand, der Schütze habe in Notwehr gehandelt, doch attestierte ein Bericht des US-Justizministeriums der Polizei von Ferguson, »routinemäßig« die Rechte der schwarzen Bürger zu missachten.

Schon Ende der sechziger Jahre, als Wut und Gewalt in Amerikas schwarzen Ghettos eskalierten, stellte eine von Präsident Lyndon B. Johnson eingesetzte Expertenkommission fest, »die tief sitzende Feindseligkeit zwischen der Polizei und der Ghettobevölkerung« sei ein Hauptgrund für die Unruhen. Ob 1965 in Los Angeles oder 1967 in Newark, New Jersey, in Detroit und in Tampa, Florida: Immer begannen die *riots* damit, dass weiße Polizisten Afroamerikaner schikanierten, misshandelten oder Flüchtende erschossen. Die Empörung darüber führte überall zu bürgerkriegsähnlichen Auseinandersetzungen. Es gab Dutzende von Toten und Hunderte von Verletzten unter den schwarzen Ghettobewohnern, vor allem weil die Ordnungskräfte rücksichtslos von der Schusswaffe Gebrauch machten. In Newark und Detroit schoss die Nationalgarde mit Maschinengewehren aus Panzerwagen. Zurück blieben ausgebrannte Straßenzüge und verwahrloste Innenstädte.

Die »langen heißen Sommer« der *sixties* haben unser Bild von den *riots* geprägt. Die Frustration der »schwarzen Unterklasse« über den alltäglichen Rassismus, über Armut und Perspektivlosigkeit, so das Klischee, entlädt sich in Aggression gegen die Staatsmacht und blindwütiger Zerstörung der eigenen Wohnviertel. Doch die Geschichte der Rassenunruhen in Amerika beginnt nicht erst in den sechziger Jahren. Sie reicht weit ins 19. Jahrhundert zurück, und die Gewalt ging lange Zeit von weißen Rassisten aus, denn bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts war *race riot* ein Euphemismus für pogromartige Attacken weißer Mobs auf schwarze Nachbarschaften.

Diese Rassenunruhen waren eng mit der Urbanisierung der USA und dem Zuzug der Afroamerikaner in die schnell wachsenden Städte verbunden, wo sie mit weißen Zuwanderern um Jobs und Wohnraum konkurrierten. Oft bedurfte es nur eines Wortwechsels oder des Gerüchts, ein Schwarzer habe eine weiße Frau sexuell belästigt, und die Situation eskalierte, explodierte. Der erste große *race riot* ereignete sich im Juli 1863 in New York City, wo irische und deutsche Einwanderer gegen die Wehrpflicht rebellierten. Sie weigerten sich, für die Befreiung von Sklaven zu kämpfen, die ihnen, so ihre Befürchtung, später die Arbeit wegnähmen. Während der dreitägigen Ausschreitungen lynchten die Aufständischen wahllos schwarze Einwohner und brannten ein Waisenhaus für schwarze Kinder nieder.

Nach dem Bürgerkrieg kam es vor allem dann zu gewalttätigen Konflikten, wenn sich weiße Südstaater gegen »Yankee-Besitzer« und »Negerherrschaft« wehrten. Im Juli 1866 etwa attackierten schwer bewaffnete weiße Demokraten, unterstützt von der örtlichen Polizei, eine Versammlung schwarzer und weißer Republikaner in New Orleans. Mindestens 38 Menschen kamen ums Leben. Im späten 19. und

frühen 20. Jahrhundert schließlich, als der weiße Süden seine schwarzen Bürger einem rigiden Apartheidregime unterwarf, gehörte Mobgewalt gegen Afroamerikaner zum Alltag. *Race riots* stellten dabei die exzessivste Form rassistischer Aggression dar. So lösten 1906 Gerüchte über die angebliche Vergewaltigung weißer Frauen in Atlanta mehrtägige Krawalle aus, bei denen mindestens 25 Afroamerikaner getötet wurden. Der Bürgermeister der Stadt gab »schwarzen Unholden« die Schuld am Aufruhr. Diese Art der Ursachenforschung war typisch für den Zeitgeist: Das weiße Amerika glaubte, ein »Negerproblem« zu haben, und erklärte den eigenen gewalttätigen Rassismus zu einer »natürlichen« Reaktion.

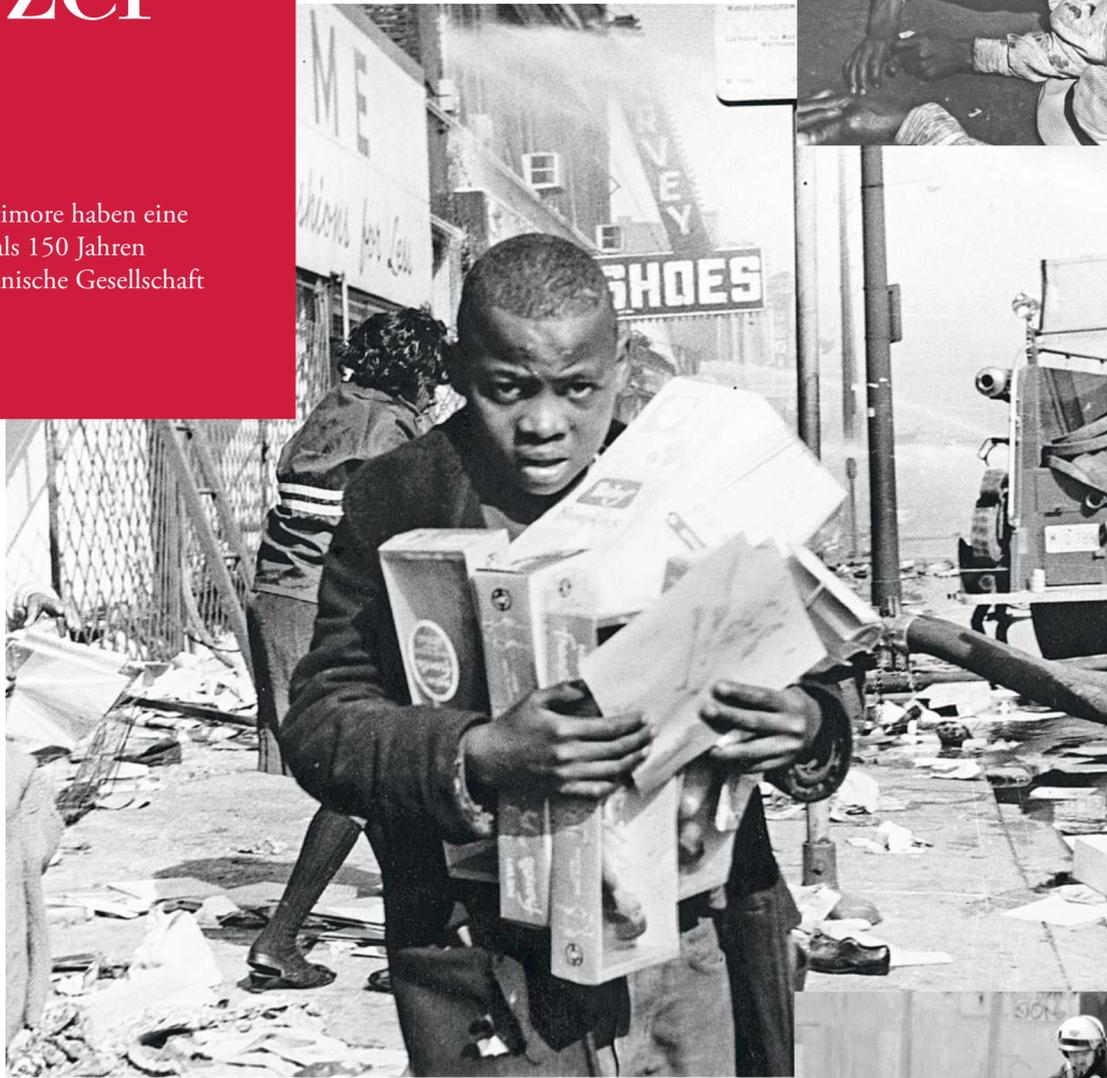
Nach 1900 verlagerten sich die Rassenunruhen in den Norden. Immer mehr Schwarze drängten nun aus dem ländlichen Süden in die industriellen Ballungsgebiete des Nordostens und Mittleren Westens, wo sie Arbeit und größere Freiheit suchten. Sie fanden überfüllte Ghettos, schlecht bezahlte Jobs und einen Alltagsrassismus, der auch ohne diskriminierende Vorschriften auskam. Die allgemeine Anspannung, die das Land nach dem Eintritt in den Ersten Weltkrieg erfasste, heizte die Konflikte weiter an. In East St. Louis, Illinois, fielen weiße Arbeiter im Juli 1917 über die afroamerikanische Bevölkerung her, nachdem ein lokales Aluminiumwerk schwarze Streikbrecher eingestellt hatte. Häuser gingen in Flammen auf, viele Afroamerikaner verließen panikartig die Stadt; mindestens 50 wurden getötet.

Hinter den *riots* im Norden steckte oft ein Kampf um den öffentlichen Raum. Afroamerikaner, die das Ghetto verließen, etwa um Parks zu besuchen, wurden von vielen Weißen als Eindringlinge betrachtet. In Chicago, dessen schwarze Bevölkerung zwischen 1910 und 1920 von 45 000 auf 110 000 anwuchs, ertrank Ende Juli 1919 ein schwarzer Teenager nahe dem Ufer des Michigan-Sees, weil weiße Jugendliche ihn mit Steinwürfen von »ihrem« Strand ferngehalten hatten. Erbooste Schwarze attackierten daraufhin einen Polizisten, der untätig zugeschaut hatte; weiße und schwarze Jugendbanden gingen aufeinander los. Als die Nationalgarde nach einer Woche die Lage endlich unter Kontrolle brachte, waren 23 Schwarze und 15 Weiße tot. Die *riots* in Chicago gelten als die schwersten Ausschreitungen während des Sommers 1919, der als »(blut)roter Sommer« mit Rassenunruhen in mehr als 30 Städten traurige Berühmtheit erlangte.

Auch während des Zweiten Weltkriegs schuf der weiterhin rasante Zustrom weißer und schwarzer Zu-

1968

Protest und Plünderungen nach dem Mord an Martin Luther King: Ein Ghettobewohner in Chicago mit seiner Beute



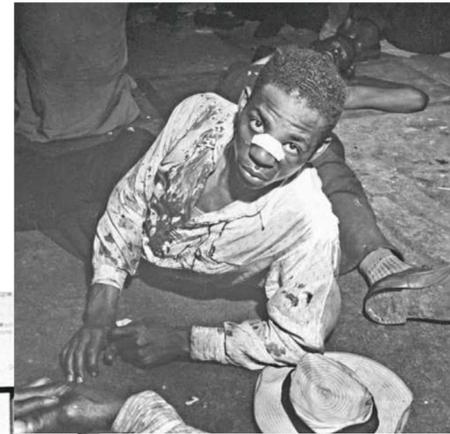
wanderer in die Industriemetropolen eine äußerst aufgeladene Situation. Die Auto- und Rüstungsstadt Detroit glich, wie eine örtliche Zeitung befand, einem »Pulverfass mit kurzer Lunte«. Als es im Juni 1943 explodierte, zählte die Stadt 34 Tote und über 700 Verletzte. Im selben Jahr kam es in rund 50 weiteren US-Städten zu kleineren und größeren Rassenkrawallen. Auslöser war zumeist, dass Weiße ihre Privilegien auf dem Arbeitsmarkt und die Homogenität ihrer Nachbarschaften bedroht sahen, weil Afroamerikaner sich nicht länger mit der Ghettoisierung und Diskriminierung abfinden wollten.

Bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts gingen die *race riots* fast immer von Weißen aus, die Schwarze als Gefahr für ihren sozialen Status und ihre Lebenswelt betrachteten. Die staatlichen Ordnungskräfte schritten entweder gar nicht oder zu spät ein, die Unruhestifter mussten nur im Ausnahmefall mit Strafverfolgung rechnen. In der Regel wurden die Afroamerikaner für die Krawalle verantwortlich gemacht.

Mit den Ghettounruhen der sechziger Jahre änderte sich dieses Muster. Weiße waren, sofern sie nicht zufällig Opfer der schwarzen Wut wurden, an ihnen nur als Polizisten oder Nationalgardisten beteiligt. Die liberale weiße Öffentlichkeit reagierte zunächst fassungslos auf die Eskalation. Warum verwüsteten Schwarze ihre eigenen Nachbarschaften zu einem Zeitpunkt, wo die Bürgerrechtsbewegung um Martin Luther King mit ihrem gewaltlosen Protest endlich die erhoffte Gleichberechtigung erkämpft hatte?

Tatsächlich begann die erste Welle der *riots* im Sommer 1964 in Harlem kurz nach der Verabschiedung des Bürgerrechtsgesetzes, das die Rassentrennung verbot. Und als im August 1965 in Watts, dem Ghetto von Los Angeles, Unruhen ausbrachen, war es gerade fünf Tage her, dass Präsident Johnson das Wahlrechtsgesetz unterschrieben hatte. 34 Afroamerikaner wurden bei den Straßenkämpfen getötet. Auslöser waren beide Male brutale Übergriffe der Polizei auf Schwarze. In den folgenden drei Jahren blieb kaum eine Großstadt verschont. Der gewaltsame Protest eskalierte überall dort, wo weder das Bürgerrechtsgesetz noch das Wahlrechtsgesetz die Situation gebessert hatte: in den Armenquartieren des Nordens.

Ihren Höhepunkt erreichten die Ausschreitungen nach der Ermordung Kings am 4. April 1968. In rund 170 Städten flammten Proteste auf, vor allem in Baltimore und Washington. Aktivisten der Black-Power-Bewegung feierten damals den »Beginn der schwarzen Revolution«. Für die populäre Theorie, dass radikale Schwarze hinter den Aufständen steckten, finden sich gleichwohl keine Belege – zumal etwa die militanten Black Panthers an die »Massen« appellierten, von »sporadischen und verlustreichen Aufständen« ab-



1943

Verhaftet und verprügelt: Ein junger Afroamerikaner in Polizeigewahrsam nach den von weißen Rassisten angezettelten Unruhen in Detroit

die Armut das Geld und polarisierte die Gesellschaft. Die viel beschworene »schweigende Mehrheit« der Amerikaner verlangte angesichts brennender Innenstädte nach Recht und Ordnung und hatte genug von sozialen Wohltaten für eine angeblich verhätschelte Minderheit. Mit diesem sogenannten *white backlash* begann nach Auffassung vieler Historiker eine lange Phase der Vorherrschaft des Konservatismus. Die *riots* vererbten nun, auch wenn es bis in die frühen siebziger Jahre hinein immer wieder Zwischenfälle gab.

In den folgenden Jahrzehnten änderte sich viel an der politischen und ökonomischen Situation der schwarzen Minderheit. Zahlreiche Afroamerikaner stiegen in die Mittelklasse auf, Rassismus ist heute offiziell geächtet. Doch nach wie vor gibt es Ghettos, in denen Drogen, Kriminalität und soziale Zerrüttung herrschen und deren Bewohner die Polizei als Besatzungsmacht erleben. Alle großen *race riots* der vergangenen Jahrzehnte wurden durch Polizeigewalt gegen Schwarze ausgelöst. Im Mai 1980 starben in Miami 18 Menschen bei Ausschreitungen, nachdem ein weißes Geschworenengericht vier weiße Polizisten freigesprochen hatte; sie hatten einen Schwarzen bei der Festnahme totgeprügelt. 1992 erlebte Los Angeles die schwersten *riots* seit 30 Jahren. Weiße Polizisten waren gefilmt worden, wie sie einen afroamerikanischen Verdächtigen, den 26-jährigen Rodney King, brutal zusammenschlugen. Sie wurden ebenfalls freigesprochen. Mehr als 50 Menschen kamen bei den »*L.A. riots*« zu Tode, die Sachschäden betragen über eine Milliarde Dollar. »*No justice, no peace*«, skandierten die Protestierenden, »ohne Gerechtigkeit kein Frieden«, eine Losung, die bis heute aktuell ist.

Es wurden seither beachtliche Anstrengungen unternommen, dem Rassismus in den Reihen der Polizei entgegenzuwirken. Man rekrutiert gezielt Afroamerikaner und andere Minderheiten für die früher fast rein weiße Polizei. In vielen Städten mit schwarzer Bevölkerungsmehrheit gibt es afroamerikanische Polizeichefs – auch in Baltimore. *Community policing*, die Vernetzung der Beamten mit der lokalen Nachbarschaft, soll helfen, das Konfliktpotenzial abzubauen.

Dennoch ist keine andere Institution in den USA so sehr mit dem Erbe des Rassismus belastet wie Polizei und Strafjustiz. Zugleich wird der Polizei ständig vermittelt, sie führe Krieg: gegen die Drogen, den Terror und das Verbrechen im Allgemeinen. Wenn sich Polizisten aber als Soldaten fühlen (und oft wie Soldaten armiert sind), verhalten sie sich auch so. Amerikanische Polizisten greifen sehr viel schneller zur Pistole als ihre deutschen Kollegen. Offizielle Zahlen sind nicht verfügbar, aber nach Schätzungen von Bürgerrechtsgruppen töteten Polizisten in den USA allein 2014 mehr als 600 Personen. In Deutschland lag die Zahl in den vergangenen Jahren meist unter zehn. Allerdings sterben pro Jahr auch etwa 120 bis 160 amerikanische Polizisten im Dienst; in Deutschland sind es selten mehr als drei.

Es gehört zu den prägenden historischen Erfahrungen der afroamerikanischen Minderheit, dass Polizisten ihr mit Misstrauen und Verachtung gegenüberstehen und für Übergriffe nicht zur Verantwortung gezogen werden. Wenn sich also die Empörung wie jüngst in Baltimore in militantem Protest Luft macht, sollte dies niemanden überraschen. Doch muss auch daran erinnert werden, dass die Gewalt der Gedeimtüngen mitunter schwere Folgen hatte. Viele Städte haben sich von den *race riots* der sechziger Jahre nur langsam oder, wie Detroit, nie wieder erholt. Stephanie Rawlings-Blake, die junge afroamerikanische Bürgermeisterin von Baltimore, gemahnte daran, als sie den verurteilenden Jugendlichen kürzlich verzweifelt reuete: »Es ist idiotisch, zu glauben, dass das Leben für irgendjemanden besser wird, wenn ihr unsere Stadt zerstört.«

Der Autor ist Professor für Amerikanische Geschichte an der Universität Heidelberg



1992

Recht und Ordnung? Polizisten verhaften Jugendliche während der »riots« in Los Angeles

zusehen und stattdessen auf einen gut organisierten Guerillakampf zu setzen. Die Unruhen als unpolitische, blinde Wut abzutun wäre allerdings genauso falsch. Denn Gewalt und Plünderungen richteten sich in erster Linie gegen die Repräsentanten der staatlichen Ordnung und gegen Geschäfte, die Weißen gehörten. Ganz davon abgesehen waren die Ghettoevolten schon deshalb nicht unpolitisch, weil sie die Öffentlichkeit zum Hinschauen und die politischen Instanzen zum Handeln zwangen.

Das liberale weiße Establishment erkannte durchaus die sozialen Ursachen der Krise. 1964 erklärte Präsident Johnson daher der Armut den Krieg, und sein Great Society genanntes Programm umfangreicher Sozialreformen trug auch tatsächlich dazu bei, dass der Anteil der unter der offiziellen Armutsgrenze lebenden Afroamerikaner zwischen 1960 und 1970 von 50 auf 30 Prozent sank. Dennoch blieben die sozialen Probleme ungelöst. Der Untersuchungsbericht der von Johnson eingesetzten Kommission formulierte Anfang 1968 ungeschminkt und in Anspielung auf die einstige Apartheidoktrin der Südstaaten, dass sich die USA in zwei Nationen auseinanderentwickelten: »eine schwarze und eine weiße – getrennt und ungleich«. Verantwortlich für die desperate Lage der Ghettobevölkerung sei der »weiße Rassismus«. Die Kommission forderte mehr Anstrengungen, um mindestens zwei Millionen Arbeitsplätze und sechs Millionen Wohnungen in den Großstädten zu schaffen. Die Kosten müssten notfalls durch Steuererhöhungen finanziert werden.

Die Empfehlungen wurden niemals umgesetzt, denn Ende der sechziger Jahre war der liberale Konsens, der den Rassenkonflikt durch Antidiskriminierungsgesetze und Sozialpolitik lösen wollte, längst zerfallen. Der Vietnamkrieg entzog dem Krieg gegen